

Mecher Zeitung



Ausgabestelle und Anzeigenannahme:
Nöckerstraße 23 (Gde).
Redaktion und Geschäftsstelle:
Bartlerstraße 4 (Post Hotel).

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage mit der unentgeltlichen illustrierten Beilage „Sonntagsblatt“.
Bezugspreis vierteljährlich (im Voraus zahlbar) im Gebiete der deutschen Postverwaltung Mark 2.80;
mit dem Beiblatt „Meher humoristische Blätter“ Mark 3.40. — Fürs Ausland Mark 7.50 bzw. 8.10.

Anzeigen:
die einfache Zeile 20 Pfg.
Beilagen:
die Zeile 50 Pfg.

Nr. 24.

Meer, Freitag, den 30. Januar 1914

XXXIV. Jahrgang.

Das Neueste vom Tage.

In den Räumen des Kaiserlichen Automobilclubs fand heute abend das Jahresfest des Deutschen Automobilclubs statt. Aus diesem Anlaß ist eine allerhöchste Kabinettsordre durch den Prinzen Heinrich bekannt gegeben worden, in der der Kaiser genehmigt, daß das Deutsche Freiwillige Automobilkorps künftig den Namen „Kaiserlich Freiwilliges Automobilkorps“ führt. Die Kabinettsordre ist vom 27. Januar datiert.

Auf das in Lutzerath (New-Jersey) von der Station Ellipse (in Hannover) eingetroffene direkte drahtlose Telegramm des Deutschen Kaisers an den Präsidenten Wilson, in dem der Kaiser die Hoffnung ausdrückt, daß die drahtlose Verbindung ein neues Band zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten bilden werde, hat Präsident Wilson folgendes Antwortschreiben an Kaiser Wilhelm geschickt: „Ich bin erfreut, Ew. Majestät huldvolle Grüße zu empfangen, die durch die neue transatlantische Funkstation Ellipse überbracht worden sind. Ich beglückwünsche Ew. Majestät zu diesem neuen Gliede einer engeren Verbindung zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland.“

Im preussischen Abgeordnetenhaus ist die Besetzung der Gedächtnisplätze nach dem Tode des Reichspräsidenten beschlossen worden.

Wie man hört, steht die Gründung eines Verbandes der eisernen Textilindustriellen bevor, der vor allem die wirtschaftliche Förderung der einschlägigen Industriezweige bezweckt. Ueber die Persönlichkeit des aufzustellenden Verbandsvorsitzenden haben die leitenden Kreise einen Beschluß noch nicht gefaßt.

Der griechische Ministerpräsident Venizelos ist gestern Nachmittag in Wien eingetroffen.

Der Kaiser von Rußland hat den französischen Botschafter Delcassé in Audienz empfangen.

Der „Sigsar“ erfährt, daß das englische Königs-paar voraussichtlich in der zweiten Hälfte des April nach Paris kommen werde.

Eine amtliche Note weist die Behauptung des „Sigsar“ zurück, wonach Finanzminister Cailhau die Vornotierung von 27 südamerikanischen Papieren bewilligt habe. Während der Zeit, wo Cailhau an der Spitze des Finanzministeriums gestanden habe, seien im Ganzen vier südamerikanische Papiere zur Vornotierung zugelassen worden.

Der Leiter der Wasserwerke von Lunzville erklärte einem Berichterstatter, daß er das Opfer eines geschäftlichen Nebenbuhlers sei. Wenn er nach dem Verfahren hervorragender Kammerer bisweilen laune zur Sterilisation des Trinkwassers benutzt habe, so sei das lediglich an den Tagen gewesen, wo der Verbrauch die Leistungsfähigkeit der Wasserwerke übersteige oder eine Betriebsstörung eingetreten sei.

Die Regierungen Frankreichs und Spaniens haben den norwegischen Rechtsgelehrten Gram als Oberstaatsanwalt des Schiedsgerichts namhaft gemacht, das in Paris zusammengetreten ist, um über verschiedene marokkanische Fragen internationalen Charakters, insbesondere über die Konventionen der Gebirger Mannesmann, zu entscheiden.

Die China-Zuland-Mission hat Telegramme aus Sianchow (Peking) erhalten, wonach eine am 20. Januar abgegangene Kutsche über die ganze Stadt geplündert und niedergebrannt habe. Der britische Missionar sei mit Frau und Kindern nach Ludow geflüchtet. Die römisch-katholischen Missionare sollen nach Sianchow weilen und unversehrt sein. Augenscheinlich gehören diese Räuber zu der Bande des „Weißen Wolfes“, die kürzlich in Di-Hunan geplündert hatte.

Telegramme aus dem Staate Bahia besagen, daß die Städte Canavieiras, San Felix und Cachoeira sowie andere Ortschaften überzogen worden sind, da die Flüsse Hochwasser führten. Die Häuser seien unterpflüht, die Verbindungen unterbrochen. Zweitausend Menschen wurden vermisst. Der Schaden sei überaus groß. Auch aus verschiedenen Orten Pernambuco kommen Überschwemmungsberichten. In die gefährdeten Gebiete sind Hilfsexpeditionen entsandt worden.

Zum Regierungswechsel.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schreibt: Der Statthalter in Elsaß-Lothringen, Graf Wedel, hat sein schon im Dezember angebotenes Abschiedsgesuch erneuert. Wie wir weiter hören, haben auch der Staatssekretär Herr von Bülach und die Unterstaatssekretäre Dr. Petri, Wandel und Köhler erneut um ihre Entlassung gebeten. Die kaiserliche Entscheidung erfolgt voraussichtlich nächstens.

Als die parteipolitische Ausschachtung einer Redewendung eines jungen Faber'schen Offiziers im Elsaß einsetzte, die, wenn sie auch nicht zu billigen war, keinesfalls in einer Weise ausgeübt zu werden brauchte, als wie dies durch Freie und Parteipolitiker geschehen ist, mochten wir die elf. Demokraten, die ja die Führer dieser Kampagne waren, darauf aufmerksam machen, daß die Folgen ihrer Aktion einer liberalen Entmündigung der Verhältnisse in Elsaß-Lothringen nicht dienlich sein dürfte, daß sich vielmehr eine stark reaktionäre Rückentwicklung bemerkbar machen wird. Obwohl die neue Ministerliste noch nicht vorliegt, glauben wir annehmen zu dürfen, daß wir mit unserer Voraussage recht behalten. Dies geht schon aus den offiziellen Berichten hervor, von denen wir nur den „Berl. Lokalanzeiger“ zitieren:

„Wenn die Mitglieder der Straßburger Regierung sich von der Empfindung leiten lassen, daß nach allem, was vorgefallen ist, die unbedingt erforderliche Einheitlichkeit der Verwaltung in Zukunft nur nach einem umfassenden Personalwechsel denkbar ist, und wenn sie deshalb dem Statthalter und damit dem Kaiser ihre Resignation zur Verfügung stellen, so gerät diese Entscheidung ihnen zur Ehre. Sie schaffen auf diese Weise freie Bahn für die Vermittlung der Aufgabe des Reichsanwalts vom letzten Freitag, daß Elsaß-Lothringen durch eine feste und einheitliche, in normale Bahnen zurückführnde Führung der Staatsgeschäfte wieder in normale Bahnen zurückgeführt werden müsse. Man denkt nicht daran, das Land in den Händen der ihm verhassten, zu führen. Aber bei den schwankenden Stimmungen in gewissen Schichten der Bevölkerung bedarf es einer starken und festen Hand, wenn Sicherheit dafür gegeben sein soll, daß diese Rechte nicht zum Schaden des ganzen Reiches ausgenutzt werden.“

Die Sprache ist recht deutlich.

Die „Berliner Morgenpost“ schreibt bereits: „Die Reaktionen jubeln!“

Die „Tagl. Rundschau“ hofft, daß den durch die Faber'schen Irrungen und Wirungen schwer bloßgestellten Straßburger Regierungsmännern, wenn sie auf die Genehmigung Straßburger Regierungsmännern, von Berlin aus kein Hemmnis bereitet wird.“ Denn „ohne eine Verjüngung des Straßburger Regierungskörpers und Verwaltungs-systems“ sei eine Besserung der eifersüchtigen Verhältnisse nicht zu erhoffen. Die Elsaß-Loth. Regierung habe so abgewirtschaftet, daß ihr Verbleiben einen einseitig wahrenheitsförmigen Zustand hätte schaffen müssen, sie schreit aber auch viel von der Schuld, die jetzt die Personen büßen müssen, den Verhältnissen zu.

Die Berliner „Post“ übt scharfe Kritik an der Person des Staatssekretärs von Bülach.

Es heißt, so schreibt das alldeutsche Blatt, die Tatsachen ein wenig auf den Kopf stellen, wenn Herr von Bülach erklärt, die Gesamtregierung habe ihre Forderungen von den Faber'schen Vorläufen gezogen. Diese Forderungen werden in Berlin gezogen, nicht in Straßburg! Die Abhandlung der Elsaß-Lothringischen Regierung ist kein freiwilliger Entschluß, sondern ein recht unfreiwilliger Verzicht. Dieser elegante, mit Vorliebe französisch sprechende Staatsmann, der auch nicht das Bedenken für sich in Anspruch nehmen, dem Deutschum in Elsaß-Lothringen ein Halt oder gar ein Vorbild gewesen zu sein. Das sichere Empfinden für die berechtigten Ansprüche des Deutschums in Elsaß-Lothringen hat ihm von Anfang an gefehlt.

Auch Graf Wedel, so meint das Blatt, hat nicht die Hoffnungen erfüllt, die man auf den Träger der falscherlichen Gewalt in den Reichslanden gesetzt hat. Schließlich plädiert das Blatt dafür, daß das, was geschehen müsse, unverzüglich geschehe. Das deutsche Volk habe ein Interesse

daran, daß der Regierungswechsel im Lichte des Tages erfolge und nicht etwa bei bengalischer Beleuchtung. Zu einem Freudenfeuerwerk sei kein Anlaß, die Herren von der eifersüchtigen Regierung hätten sich ihr persönliches und politisches Schicksal selbst geschmeichelt.

Die „Deutsche Tageszeitung“ schreibt: Die Hauptfrage ist, daß der Kaiser Persönlichkeiten findet, die mit Anstand und Geschick und zugleich mit nationaler Entschiedenheit und mit einer von populären Zügen durchdrungenen Haltung die Regierung führen werden. Es muß in Elsaß-Lothringen gerade in den jetzigen Zeitläuften wirklich regiert und nicht nur nach allen Seiten hin kompromittiert werden. Im übrigen aber ist die Entscheidung über die Lösung der Krise wie die Auswahl der geeigneten Männer noch Sache des Monarchen, dessen Entschlüsse wir jedenfalls in keiner Weise vorzugreifen dürfen möchten.

Die „Germania“, das Berliner Zentrumsorgan, schreibt: Man kann zugeben, daß von der Zivilverwaltung in Elsaß-Lothringen mancherlei Fehler begangen worden sind, daß einzelne Herren von der Zivilverwaltung die Situation und die ihr daraus erwachsenden Aufgaben nicht richtig erkannt oder unterschätzt haben. Die Freipropaganda des Obersten v. Reuter geht ja davon aus, daß die Zivilverwaltung in Elsaß-Lothringen dem Militär den notwendigen Schutz verweigert habe und daß der Oberst auf Grund seiner Dienstverpflichtung für berechtigt halten konnte, daraufhin die Polizeigewalt an sich zu nehmen. Dieses auf einer eigenartigen tatsächlichen Feststellung beruhende Urteil des Kriegsgerichts hat erst dadurch eine besondere, empfindliche Spitze gegen die Zivilverwaltung erhalten, daß gegen dasselbe eine Niederlage der Zivilverwaltung worden ist. Das erst bedeutet eine Niederlage der Zivilverwaltung. Aber was es denn notwendig, infolge der vereinzelten Vorgänge in Elsaß-Lothringen, bei denen doch auch dem Militär wenigstens ein objektives Verhalten nachgewiesen worden ist, die gesamten Spigen der Zivilverwaltung von Elsaß-Lothringen zu stürzen und etwa einen Systemwechsel herbeizuführen? Welche Wirkungen dieser Regierungswechsel in der Bevölkerung von Elsaß-Lothringen ausüben wird, muß man abwarten. Es wird aber wohl nur wenige Politiker geben, die sich davon eine glänzende Wirkung versprechen. Möge nur nicht das Wort des nationalliberalen Abgeordneten von Caller „Alles ist kaputt“ zur Wahrheit werden.

Die „Börsen Zeitung“ hört aus dem Abschiedsgesuch des Kommando „Rechts schwankt, marsch!“ heraus. An geschäftliche Erinnerungen über den bisherigen Kurs in Elsaß-Lothringen läßt sie die Feststellung, der Kanzler habe dem Militär gegenüber nicht die Kraft und Festigkeit besessen, daß er die Zivilbehörde ausreichend zu schützen vermocht habe. Er habe die Befehle gehalten, nur weiche er vor ihren Feinden zurück und bestimme den Sieg der Militärpartei.

Schon die nächsten Tage dürften uns auf die Frage Aufschluß geben, ob die im Lande so stark beherrschende Regierung mit Graf Wedel und Herrn von Bülach an der Spitze eine Nachfolgerin finden wird, die mehr als die jetzigen Männer im Lande wurzelt.

„Nicht alles kaputt!“

Berlin, 29. Jan. In einer Unterredung mit dem Berliner Vertreter der „Straßb. Post“, äußerte sich Reichstagsabg. Prof. van Caller, daß er den Statthalter von Elsaß-Lothringen, Grafen Wedel, mit tiefem Bedauern schenken sehe, weil dieser insbesondere immer seine Aufgabe darin gesehen habe, als Statthalter des Kaisers gleichzeitig im Interesse des Landes und des Reiches zu wirken. Auf die Frage, ob Herr van Caller denn wirklich glaube, daß in Elsaß-Lothringen alles kaputt sei, erwiderte er, er habe in seiner Rede vom 3. Dezember nicht behauptet, daß alles kaputt sei, sondern die Frage aufgeworfen, ob denn nun das in 43 Jahren mühsam Errungene verloren sein solle. Die Antwort auf diese Frage würde die Zukunft geben, und wie sie ausfalle, hänge davon ab, ob man die richtigen Männer finden würde, die mit Verständnis und Liebe für das Land an ihre wichtigen Aufgaben herantreten, und ob man es verstanden wird, Elsaß-Lothringen innerlich zu gewinnen und mit seinen ganzen Interessen und Sympathien immer fester an das Reich anzuschließen.

Der „Verrat“ an der französisch-russischen Bündnistene.

(Von unserem Pariser Mitarbeiter.)
Paris, 29. Jan.

Der angebliche Verrat der russischen Waffenfabrik Putilow an der französisch-russischen Bündnistene treue erklärt sich nun, wie der „Temps“ in Erfahrung gebracht hat, auf sehr natürliche Weise, ohne daß dadurch ein ungünstiger Schluß auf den Zweck zu ziehen wäre. Das Haus Putilow war kontraktlich zur Lieferung großer Arbeiten auf bestimmten Termin verpflichtet und sah sich außer Stande, die Termine einzuhalten, wenn es nicht sofort seine Fabrik bedeutend vergrößern könnte. Zu diesem Zwecke wandte sich die Direktion an die französischen Bankkonkurrenten, die sich vornehmlich mit solchen Geschäften abgeben, aber die Verhandlungen zogen sich nutzlos in die Länge und nun griffen das Haus Krupp und die Deutsche Bank ein, um mit zwanzig Millionen Rubel das Haus Putilow sofort aus der Verlegenheit zu retten. Das peinliche Aufsehen, das nun gefahren die Nachricht in Paris gemacht hat, soll nach dem „Temps“ bereits die Verantwortlichen der französischen Geldinstitute unter dem Einfluß der Regierung hinweggeräumt haben, jedoch jene zwanzig Millionen Rubel in kürzester Zeit aus französischer Quelle nach Rußland fließen werden. Ministerpräsident Doumergue hat übrigens bereits von Delcassé die verlangten Aufklärungen erhalten habe.

Man ist zwar heute in Paris überzeugt, daß kein Augenblick die Rede davon war, die russischen Werkstätten Putilow durch das Haus Krupp erwerben zu lassen. Die Dementie, die von Petersburg und Berlin eingetroffen sind, haben volles Vertrauen gefunden, aber die Aufregung über die Einführung des deutschen Elements in die russischen Rüstungen hat sich bewegen noch lange nicht gelegt. Was man in Paris verlangt, ist die Zulieferung, daß weder auf direktem noch auf indirektem Wege deutsche oder deutsch-englische Elemente irgend einen Einfluß auf die russischen Rüstungen in den Werkstätten Putilow oder in der neu zu gründenden Fabrik von Jaroslavl erhalten können und die Zulieferung nicht nicht erfolgt. Ministerpräsident Doumergue hat umsonst in diesem Sinne nach Petersburg telegraphiert und die russische Botschaft in Paris angewiesen die Vertreter der hervorragenden Zeitungen jede Auskunft zu verweigern.

Der weitverbreitete „Petit Parisien“, der es meist vorzieht, seine Meinung zu haben, tritt diesmal merkwürdig bestimmt auf und spricht gewissermaßen ein Ultimatum aus, indem er schreibt: „Augenblicklich soll der Vorstoß der Häuser Krupp und Widors-Marin noch nicht angenommen sein, aber die Antwort des Hauses Putilow kann nicht mehr lange ausbleiben. Kann die russische Regierung auf die Direktion dieser Firma einen Druck ausüben, damit sie die Kombination ablehnt? Theoretisch ist das Haus Putilow vom Staate unabhängig. Da her der Staat kein Geld kauft, so kann er ihm keine Wünsche auferlegen und ihm die Gefahr der eröffneten Unterhandlungen kennzeichnen. Es ist nicht zweifelhaft, daß die russische Regierung, wenn sie gleichzeitig bliebe, in Frankreich heftigen Protest hervorbringen würde. Der Zweibund muß beiden Ländern in gleicher Weise zugutekommen. Es wäre bedenklich für seine Zukunft, wenn die Geheimnisse unserer Artillerie nach auswärts vertragen werden könnten und ebenso, wenn fremde Einflüsse denjenigen einströmen könnten, den die französische Industrie durch geleistete Dienste rechtmäßig erworben hat. Herr Kolowanow wird sein Eingreifen umso notwendiger finden, als sich unsere Metallurgie ohnehin darüber beklagt, in Rußland schlechter behandelt zu werden als die deutsche Metallurgie. So ist ein französischer Häutern die Erlaubnis verweigert worden, Zwangsanstalten in Perm und Niza zu gründen und die Befehlungen der russischen Flotte sind den Deutschen rechtlich zugefallen als den Franzosen.“ Das Haus Schneider von Le Creusot wird durch die Nachricht aus Petersburg ebenso überrascht worden zu sein wie die Regierung und wie die Presse. Die Pariser Direktion des Hauses telegraphierte sofort an ihren Petersburg

Verhollten.

Roman von Arthur Japp.

„Armes Kind!“ stürzte sie dabei und drückte die Hand der Französin noch einmal herzlich, bevor sie wieder freigab. „Sie glauben also, daß sein Herz einer andern gehört hat?“ fragte sie weiter.

Louise Bonnetain antwortete mit einer bejahenden Geste. „Sie wissen jedoch nicht, wem sein Interesse galt?“ forschte die Deutsche.

„Aber welchen Grund haben Sie anzunehmen“, griff Günther ein, „daß er überhaupt in jemand verliebt war?“ Die Französin blühte erlöst auf. Die Frage erschien ihr offenbar überraschend und überrascht.

„Das — sie atmete schwer und preßte ihre Hand mit einer unwillkürlichen, charakteristischen Geste auf die linke Brustseite — „das empfindet man, das fühlt man doch —“ ihre Brust hob und senkte sich stumm; aus ihren Augen sprach eine harte Empfindung; sie rang offenbar nach einem Ausdruck dessen, was in ihrem Herzen wogte und flümmte.

„Er wäre sonst nicht so unempfindlich gewesen für Ihren Liebreiz, für das Interesse, das Sie ihm entgegenbrachten?“ half Flora mit dem feineren weiblichen Verständnis ein. Die Französin nickte schmerzhaft und verständig. Pflötzlich schien sie sich auf etwas zu besinnen, sie griff in die Tasche ihres Kleides und brachte eine elegante, in Leder gebundene, mit Goldschnitt verzierte Brieftasche zum Vorschein.

Flora stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus und griff hastig nach dem Bückelchen in der Hand der Französin. Ihre Hand hefteten sich auf das mit Goldfäden gestickte Monogramm auf dem Deckel: „E. W.“

Eine heilige Gemütsbewegung ergriff die junge Deutsche; ihr Blick trieb sich und ein paar Tränen tropften aus ihren Augen auf das Goldschloß nieder. Sie erkannte mit tiefer Ergriffenheit das Gesicht, das sie ihrem ältesten Bruder zu seinem letzten, im Vaterland verlebten Geburtstag gesendet hatte.

„Ich fand es in seinem Uniformrock“, erklärte Louise Bonnetain. „Ich habe ja nicht lesen können, was darin geschrieben ist. Aber da in der Tasche links befindet sich etwas, das —“ sie kam ins Stottern — „da — da habe ich doch gleich gewußt, daß Monsieur de Wallberg verliebt gewesen ist.“

Flora löste das Gummiband, das die Brieftasche zusammenhielt, und klappte den linken Deckel auf. In großer

Spannung griff sie in das hier angebrachte, aus starkem Papier bestehende Täschchen. Ein zusammengeknülltes Blatt fiel ihr in die Hand. Sie entsetzte es neugierig. Ein kleines Haarbüschel zeigte sich den erlauchten Mädchen. Es waren keine, weiße Frauenhaare von hellbrauner Farbe.

„A!“ Flora rückte den Fund dem interessiert zugreifenden Bruder.

„Allerdings!“ sagte er. „Aber dann kam ihm ein Bedenken. „Egon kann doch die Haarlöse schon aus Deutschland mit in den Krieg genommen haben.“

„Aber die Französin schüttelte lebhaft mit dem Kopf. „Sehen Sie sich doch, bitte, einmal das Papier an, in das die Haare eingewickelt sind!“

Flora, die bisher dem Blatt keine Beachtung geschenkt, glättete das beschriebene Papier, das mit Schrittsätzen bedeckt war, und betradete es angelegentlich. Es waren französische Worte, ein paar Zeilen, die offenbar aus einem Brief herrührten, von dem die Spenderin der Haarlöse wohl ein Stück abgerissen hatte. Sie las den französischen Satz laut vor, während Günther aufmerksam zuhörte: — „da ich mich im Traume viel mit dir beschäftigte. Gestern Nacht träumte mir, daß ein Trupp Preußen euch überfallen, daß sie dich gefesselt und mit sich fortgeführt hätten. Dann haben sie dich an einen Baum gebunden und eine Anzahl Soldaten hatten auf dich angelacht, aber im letzten Moment habe ich mich zwischen dich und die Gewehr der Feinde geworfen. So vermiedst du die Wirklichkeit mit den Feindesgeschossen, die von der Sorge und Angst um dich erzeugt sind. Aber die Preußen führen ja nicht mit euch Frauen Krieg.“ Günther nahm seinen Schmeißer das Blatt aus der Hand und las es für sich noch einmal, jedes Wort prüfend. Resigniert schüttelte er mit dem Kopf.

„Dah die Haarlöse von einer Französin herrührt“, meinte er, „scheint allerdings zweifellos. Aber leider geben die Zeilen sonst keinen Fingerzeig. Können die Worte von einem Vater, einem Gatten oder einem Bruder her und an welchem Ort befindet sich die Empfängerin? Diese Fragen bleiben ungelöst. Aber vielleicht gibt der weitere Inhalt Aufklärung.“

Er blätterte eifrig in dem Bückelchen, aber es fanden sich lediglich dienstliche Notizen. Jedenfalls waren Tagebuchaufzeichnungen und dergleichen nicht darin enthalten. Nur ganz zuletzt fanden sich zwei Gedichte. Er überlegte sie halbi. Es waren Verse, wenn auch einfach in der Form, doch voll Leidenschaft und Schwung, die Egon offenbar unter dem frühen Eindruck des Erlebten und Empfundnen selbst verfaßt hatte.

„Das ist allerdings zweifellos“, meinte er, „Aber leider geben die Zeilen sonst keinen Fingerzeig. Können die Worte von einem Vater, einem Gatten oder einem Bruder her und an welchem Ort befindet sich die Empfängerin? Diese Fragen bleiben ungelöst. Aber vielleicht gibt der weitere Inhalt Aufklärung.“

„Das ist allerdings zweifellos“, meinte er, „Aber leider geben die Zeilen sonst keinen Fingerzeig. Können die Worte von einem Vater, einem Gatten oder einem Bruder her und an welchem Ort befindet sich die Empfängerin? Diese Fragen bleiben ungelöst. Aber vielleicht gibt der weitere Inhalt Aufklärung.“

„Sie entschuldigen!“ sagte sie. „Mein Onkel wird scheitern, daß ich solange ausbleibe.“

Günther und Flora standen gleichfalls auf. Beide waren bewegt, beide empfanden warme Sympathie und aufrichtige Dankbarkeit. „Sie haben uns einen großen Dienst erwiesen, eine große Freundschaft bewiesen, Mademoiselle Bonnetain“, sagte Flora herzlich. „Wir wissen nicht, wie wir Ihnen danken sollen.“

„Sie warfen einen Blick auf ihren Bruder, in dem die Frage lag: wie können wir ihr unsere Erkenntlichkeit beweisen? Er zuckte stumm mit den Achseln. Da kam der jungen Deutschen plötzlich ein Einfall. Sie griff mit beiden Händen nach dem Hals empor, um den sie an dünner Kette ein goldenes Medaillon trug. Sie hatte es einst von ihren Eltern zur Konfirmation erhalten. Es war nicht besonders kostbar, aber es war doch immer ein liebes, treues Andenken an ihren verstorbenen Vater und an die schöne sorglose Jugendzeit gewesen. Jetzt nestelte sie das beschriebene Kleinod von ihrem Hals, drückte die Kapsel auf und hielt das geöffnete Medaillon vor die überrascht Aufblickende.

„A!“ Der Französin schloß dunkle Glut ins Gesicht. Die Züge des vermählten jungen Offiziers, zu dem sie, wie sie lieben seinen Geschwister bekannt, während seines kurzen Aufenthaltes in Chauxnes eine schwärmerische Zuneigung gefaßt hatte, blühte ihr in wohlgetroffener Weise entgegen.

Flora von Wallberg hielt ihr den Schmeißer hin.

„A!“ Günther sagte sie herzlich, „dies Medaillon als ein Zeichen unseres Dankes und zur Erinnerung an Egon anzunehmen.“

Louise Bonnetain war so freudig bewegt, daß sie nur stammend zu antworten vermochte.

„Aber ich — das kann — kann ich doch nicht — das ist doch zu viel.“

Als auch Günther herzlich zustimmte: „Nehmen Sie nur, Mademoiselle Bonnetain! Sie haben sich gegen uns so lebenswürdig bewiesen, daß es uns ein Bedürfnis ist, Ihnen unsern Dank zum Ausdruck zu bringen —“ da schloß sie den Schmeißer mit strahlender Miene in ihre Tasche, um ihn zu Hause unter dem Kleid um ihren Hals zu legen, damit es der alte Bonnetain nicht sähe.

Mit tiefer Rührung und Ergriffenheit lasen die Geschwister die von dem Verhollten herrührenden Gedichte. Das erste ein schwärmerisches Gemüt und ein leidenschaftliches Temperament besaßen, wußten sie, daß er aber keine Empfindungen in poetisch gefärbte Reime ergossen hatte, war ihnen nicht bekannt. Wenigstens hatte er ihnen nie etwas von seinen Ge-

dichten mitgeteilt. War es die Liebe gewesen, die ihn erst zum Dichter gemacht? Danach müßte es wohl eine edle, tiefe Leidenschaft gewesen sein. Daß er die Geliebte im Sturm erobert hatte, ging aus dem ersten Gedicht hervor:

„Ich frage nicht, ob ich dich lieben darf, da uns ein Schicksal hart und feindselig schiedet; Wer trägt es, wenn das Schwert des Krieges schärft Das holde Band, das uns verknüpft, geschmeichelt?“

„Nein, uns ist fern, was unsre Väter trennt; Vergessen wir, wie sie voll Schlachttrommeln Sich heut' bekämpfen... Höher, heller brennt In uns die süße Sehnsucht unsers Blutes.“

„So preiß ich jenen allgemalten Drogen, Der uns geführt zu höchsten Menschenglücken, Die starke Macht, die uns zusammenzwang, Im letzten unbenutzten Augenblicke.“

Da hörten wir nicht auf der Zimtrastel Nix Und hörten nicht der Wasfen Donnerhallen; Der liebe Gott, der uns als Menschen schuf, Er ließ auch unsre Herzen menschl. wallen.

Zu einer Platte herzlich aufgelacht War unsrer Liebe stürmlich Glanzverlangen Und hell aufjauchend über Not und Tod Hielt ich in Glut und Rauch dich heiß umfangen.“

Was sonst noch dem Gedicht entnommen werden konnte, war, daß die Geliebte des Poeten eine Französin war und daß sie der Stärke seiner Leidenschaft nicht hatte widerstehen können.

Das zweite Gedicht war ebenso schlicht gehalten und ganz von Schwermut und Todesahnung durchweht:

„Die tiefste Ruh' rings um mich her, Es schmeißt das Schlachtgetümmel — Manch brechendes Auge es steht nie mehr Den sternförmigen Himmel.“

Der Mond gleit herauf in bleicher Pracht, Glanz weit über die schaurige Kunde. Schlaf wohl, ihr Brüder, zur ewigen Nacht Auf hartem, kühlem Grunde! ...

Wie still ringsum, wie schaurig die Nacht, Nur die Gräser sich neigen und wiegen, Sie schlüpfen von neuer, blutiger Schlacht, Von neuen Kämpfen und Siegen. Sie schlüpfen von dir, die du mir so fern, Mein denkst in Wangen und Grauen — Noch leuchtest, mein Lieb, der Hoffnungen: Ob wir uns wiedersehen?“ (Fortsetzung folgt.)

